

Interview des Monats

2010 verbrachte der Schaaner Fotograf Eddy Risch drei Monate im Liechtensteiner Atelier in Berlin. Dabei versuchte er, der jüdischen Geschichte und dem heutigen jüdischen Leben nachzuspüren. Das Ergebnis ist zurzeit im «Domus» zu sehen – im Interview erzählt Eddy Risch, weshalb er damit nicht ganz zufrieden ist und wieso er die Kamera nie weglegen kann.

Mit Eddy Risch sprach Angela Hüppi

«Die Kamera ist mein Schutzschild»



Eddy Risch auf
Spurensuche in Berlin.
Bild pd

Herr Risch, was ist ein gutes Bild?

Eddy Risch: Wenn das Herz und der Verstand positiv im Gleichschritt marschieren und so ein Bild auf den Punkt bringen. Und wenn man länger hinschaut als ein paar Sekunden. Wenn der Betrachter hinschaut und anfängt, Dinge zu suchen, dann hat man wahrscheinlich ein gutes Bild gemacht.

In der Ausstellungsankündigung des «Domus» werden Sie als Jäger und Sammler bezeichnet – ist man als Fotograf ständig auf der Jagd?

Ja – und man ist immer am Sammeln. Eigentlich bin ich ein fotografischer Messie. Das ist mit der Digitalfotografie noch schlimmer geworden; damit kann man natürlich fotografieren ohne Ende. Ich bin aber nicht nur auf der Jagd nach Bildern, sondern auch nach Geschichten.

In Berlin waren Sie mit dem Fahrrad auf der Jagd – und wussten ziemlich genau, was Sie suchten.

Ich war einfach unglaublich gut vorbereitet, fast zu gut. Ich hatte für jeden Tag einen Schlachtplan; und keinen Tag frei.

Und konnten Sie den Schlachtplan einhalten?

Nein, am Ende blieben auch einige Posten unerledigt. Auch rein physisch bin ich irgendwann an meine Grenzen gestossen und habe auch mal weniger fotografiert. Man kann die grössten Schlachtpläne machen – am Ende sollte sich das Auge auch einmal erholen können. Sonst sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr.

Wenn man jeden Tag akribisch durchgeplant hat, wie viel Platz bleibt da noch für Spontantät?

Viel. Ich fuhr ja immer mit dem Fahrrad durch die Stadt wie ein «Touri», und wenn ich etwas Interessantes gesehen habe, habe ich mich nicht abhalten lassen. Einmal fuhr ich zum Beispiel an einer Modenschau vorbei und habe dann einfach zwei Stunden lang fotografiert.

Ist auch in Bezug auf die Ausstellung ein Bild spontan entstanden?

Nein, eigentlich nicht. Nur wusste ich von einigen Plätzen und Gebäuden nicht, ob sie tatsächlich noch da sind. Da läuft man schon einmal anderthalb Stunden zu Fuss durch den Wald, um einen ehemaligen jüdischen Fussballplatz zu finden. Aber es lohnt sich! Beim Fussballplatz in Grunewald etwa könnte man meinen, dass dort bis gestern noch Fussball gespielt wurde. Dabei ist das 75 Jahre her.

Ohne akribische Planung wäre die Ausstellung also nicht zustande gekommen?

Nein. Aber trotzdem fehlt mir immer noch viel zu viel. Zum Beispiel eine jüdische Hochzeit oder eine Bar Mizvah. Aber es ist dort einfach anders als bei uns. Es gibt Synagogen in Berlin, da kommst du

knapp bis vor die Tür. Da hast du keine Chance, reinzukommen.

Wieso ist das so?

Weil die Juden Angst haben. Gerade in Berlin gibt es immer noch viel Antisemitismus. In Berlin sieht man daher praktisch keine Juden.

Wie nahe sind Sie denn dem jüdischen Leben in Berlin tatsächlich gekommen?

Realistisch gesehen habe ich wohl etwa 10 Prozent mitbekommen. Ich war beispielsweise nie bei einer jüdischen Familie zu Hause.

Ist es so schwierig, an die Juden ranzukommen?

Ja, das ist geschichtlich bedingt. Das Vertrauen ist einfach weg. Die Juden sind sehr vorsichtig. Aber das wusste ich ja. Ich dachte nur nicht, dass es dann wirklich so schwierig wird. Aber dann hatte ich schon angefangen und wollte es einfach zu Ende bringen. Und jetzt, im Nachhinein, muss ich sagen, es ist schon gut so, wie es ist. Es ist o.k.

Sind Sie nicht ganz zufrieden mit dem Ergebnis der drei Monate in Berlin?

Das kann man so nicht sagen. Aber ich muss ehrlich sagen, mit meinem heutigen Wissen würde ich mir das wahrscheinlich nicht mehr antun.

Weshalb?

Weil es einfach zu schwierig ist. Zu schwierig umzusetzen in dieser kurzen Zeit. Wenn ich ein halbes Jahr Zeit hätte, würde ich es vielleicht wieder machen. Gegen Ende habe ich ja gemerkt, dass

mich die Leute langsam kannten und dass es einfacher wurde. Aber da musste ich schon wieder gehen.

Ging es deshalb relativ lange, bis Sie die Ausstellung verwirklicht haben?

Ja, mir fehlte einfach ein wenig «Fleisch am Knochen».

Sind Sie ein Perfektionist?

Ich weiss nicht. Ich mag es einfach, wenn sich der Kreis wieder schliesst. Ich glaube nicht, dass ich ein Perfektionist bin, aber 22 Jahre in Zürich bei «Blick», Keystone und der «Schweizer Illustrierten» haben sicher dazu beigetragen, dass ich oft denke: Das kanns noch nicht gewesen sein.

Bereuen Sie im Nachhinein, sich für dieses Thema entschieden zu haben?

Nein. Gerade wenn ich mit den Besuchern hier spreche, gibt mir das doch das Gefühl, mich für das richtige Thema entschieden zu haben. Es ist halt ein schwieriges Thema; viele finden es gut, sich damit zu beschäftigen, aber es gibt auch andere, die nichts mehr davon hören wollen. Aber die Situation der Juden in Berlin zeigt ja, dass es sich hier anscheinend um ein Thema handelt, bei dem man nie lockerlassen darf.

Sie haben ja auch nicht lange überlegt, als es darum ging, ein Thema für Ihren Aufenthalt in Berlin zu finden.

Das stimmt. Dadurch, dass ich als junger Mann im Kibbuz war, hatte ich einfach eine Beziehung zu Israel.

Wieso haben Sie sich damals entschieden, in den Kibbuz zu gehen?

Eddy Risch im Gespräch mit
Ausstellungsbesucher Heinz Baum.
Bild Elma Korac

Ich hatte damals eine Lehre beim «Volksblatt» gemacht und wusste aber, dass ich nicht schreiben kann. Also sagte ich mir: O.k., ich gehe in den Kibbuz. Kurz vorher kaufte ich mir eine Kamera und 20 Diafilme, und damit ging ich runter. Und als ich die Bilder dann entwickelte, dachte ich, die sind gar nicht mal so schlecht. Wieder beim «Volksblatt» fragte ich, ob ich nicht mal ein Fußballspiel fotografieren darf. Ich konnte gleich beim ersten Spiel ein Goal festhalten – und ein Jahr später war ich schon in Zürich bei der damaligen Agentur UPI.

Was haben Sie aus der Zeit im Kibbuz mitgenommen?

Man lernt dort den Gedanken des Gebens und Nehmens. Ich bin einer, der durchaus nehmen kann – das vergesse ich dann aber nicht und gebe auch viel zurück. Ausserdem herrscht dort die Philosophie: Gemeinsam sind wir stark. Es war einfach eine super Zeit. Ausserdem waren 60 Prozent aller Bewohner des Kibbuz Frauen, viele Schwedinnen und Holländerinnen ... (lacht)

Hat Ihnen die Erfahrung im Kibbuz auch bei der Arbeit in Berlin weitergeholfen?

Das hat eigentlich wenig miteinander zu tun. Ich war interessanterweise nach dem Kibbuz auch nie mehr in Israel. Das Leben ging einfach weiter. Aber natürlich bleibt einem von jeder Erfahrung etwas. Ich habe sowieso das Gefühl, ich habe das positive Denken erfunden. Ich bin ein grundfröhlicher Mensch und lasse mich nicht so schnell runterziehen. Auch wenn ich Bilder von ehemaligen KZ mache, schaue ich einfach immer vorwärts.

Wie nahe geht es einem, in einem ehemaligen Konzentrationslager zu stehen?

Ich konnte das eigentlich sehr gut trennen. Die Kamera ist für mich wie ein Schutzschild. Dahinter verstecke ich mich ein wenig. Wenn ich im KZ fotografiere, bin ich dort ja nicht privat. Ich bin eigentlich immer der Fotograf, der irgendwo ist. Die Kamera schützt mich.

Neben Bildern von ehemaligen Konzentrationslagern gibt es in der Ausstellung auch einen Raum voller Friedhofsbilder. Sie sagen von sich selbst, dass Sie einen Friedhofs-Tick haben.

Ja, das stimmt. Friedhöfe sind Oasen der Ruhe. Man kann in jede Stadt der Welt gehen: In Friedhöfen und Kirchen ist es einfach ruhig. Fast wie in einem Park.

Ohne bellende Hunde und spielende Kinder.

Genau, obwohl mich diese eigentlich immer zum Lächeln bringen. Die jüdischen Friedhöfe haben den Vorteil, dass man die ewige Grabesruhe hat. Da wird man nicht nach 25 Jahren wieder ausgebuddelt. Der Verfall dieser Friedhöfe, wenn die Toten keine Nachkommen mehr haben, ist einfach wunderschön.

Sie haben aber nicht nur Konzentrationslager und Friedhöfe fotografiert, sondern auch das aktuelle jüdische Leben in Berlin. Wie haben Sie dieses erlebt?

Ich denke einfach, man darf den Glauben und die Hoffnung nie aufgeben. Wenn man die jungen Juden sieht, muss man sagen, es geht einfach immer weiter. Und trotz Louis-Vuitton-Taschen wird die jüdische Kultur noch total gelebt. Einmal wollte ich einem jungen Juden meine Visitenkarte geben, aber er hat sie nicht angenommen – weil Sabbat war. Dort wird am Freitag alles eingeschlossen – das Handy, das Portemonnaie, alles. Es gibt heute noch Familien, die am Samstag Angestellte haben, um die Lichtschalter zu bedienen.

Inwiefern ist der Holocaust bei den jungen Juden noch präsent?

Der Holocaust ist unglaublich präsent. Die Jungen sind damit aufgewachsen. Viele wollen zwar eigentlich von dem Thema nichts mehr hören und im Hier und Jetzt leben. Aber am Mittagstisch erzählt der Vater immer wieder von der Grossmutter, die vergast wurde. Letztlich kann man die Judenvernichtung nicht vergessen, weil jede Familie betroffen ist. Du kannst treffen, wen du willst: Wer jüdischen Glaubens ist, hat jemanden verloren.

Ein allgegenwärtiges Thema also?

Ja, und das wird auch in den kommenden zehn Generationen so bleiben. Die Juden pflegen ihre Geschichte. Einen Juden, der sich nicht für seine Geschichte und Religion interessiert, gibt es nicht. So etwas kann man auch gar nicht vergessen. Man kann nicht sechs Millionen Juden umbringen und nachher so tun, als wäre nichts gewesen.

Sie haben in ehemaligen Konzentrationslagern fotografiert, andere Fotografen arbeiten in Kriegsgebieten – darf man eigentlich alles fotografieren? Gibt es keine Tabus?

Ich hatte das Glück, dass Kriegsphotografie wegen meiner Familie gar nie infrage kam. So musste ich gar nie Nein sagen. Wenn du in den Krieg gehst, kannst du als Fotograf sicher richtig berühmt werden. Aber du kannst auch richtig traumatisiert werden. Das ist dann kein Spiel mehr. Es ist ein Unterschied, ob du ehemalige Konzentrationslager fotografierst, wo es ruhig ist wie in einer Kirche, oder ob du tatsächlich im Krieg bist, wo es wirklich Verwundete und Tote gibt.

Aber rein vom Bild her gibt es für Sie kein Tabu?

Nein, ich denke, man darf vieles fotografieren. Was ist denn ein Tabu? Ich persönlich könnte eigentlich alles fotografieren – ausser beispielsweise eine Gräueltat, die ich verhindern könnte. Da gibts sicher ein Tabu. Im Krieg kann man ja nichts verhindern, man kann nur versuchen, mit den

Bildern wachzurütteln – gegen das Vergessen – wie mit den Bildern aus den KZ.

Sie selbst gehen fast nirgendwohin ohne Kamera. Schalten Sie nie ab?

Doch, aber auf meine Art. Eine Woche lang zu Fuss in New York unterwegs – das ist für mich Entspannung pur. Von einem Museum ins andere, über die Brooklyn Bridge und wieder zurück – das ist für mich genauso erholsam wie eine Woche in Malbun. Ich hole mir dort Energie aus Energie. Natürlich komme ich kaputt zurück, aber nur körperlich. Mental bin ich voller Ideen.

Und die Kamera bleibt wirklich nie zu Hause?

Nein, ich kann fast nirgendwohin, ohne zu fotografieren. Ich habe auch eine riesige Fotobuch-Sammlung zu Hause. Ein ganzer Raum nur mit Fotobüchern. Es gibt wohl kein Bild auf der Welt, das eine gewisse Substanz hat, das ich nicht habe. Ich will nicht sagen, dass es ein Suchtverhalten ist, aber ich sehe einfach überall Bilder.

Sieht man die Welt als Fotograf anders?

Ich nehme sicher einiges viel bewusster wahr. Aber so richtig anders sehe ich die Welt eigentlich erst seit 2002. Vorher habe ich praktisch nur Sportfotografie gemacht. Wenn man in einem Ressort drin ist, weiss man zwar unglaublich viel in seinem Gebiet, dafür aber nur wenig aus allen anderen Gebieten. Man bekommt einen Tunnelblick. Als ich dann 2002 zu Keystone kam, musste ich meinen Tunnelblick öffnen.

Sie haben lange journalistisch gearbeitet, das Projekt in Berlin ging eher in eine künstlerische Richtung. Gibt es für Sie da einen Unterschied?

Keinen riesigen. Aber ich hatte in Berlin einfach alle Freiheiten. Bei der Themenwahl, beim Fotografieren, bei der Auswahl ... Es hat mir niemand reingeredet. Ausserdem habe ich wohl noch nie in meinem Leben so viel gelesen wie in meiner Zeit in Berlin. Ich hatte nur ein Radio. Drei Monate lang habe ich Klassik gehört – das kann ich zu Hause nicht. Es ist ein Wahnsinn, wie man seine Seele reinigen kann, wenn man keine Zeitung liest und keinen Fernseher hat.

Würden Sie gerne mehr solche Projekte machen?

Wenn sich jemand finden liesse, der sagt: Eddy, ich bezahl dir nochmals ein halbes Jahr Berlin, um das Thema abzuschliessen – ich würde morgen gehen. So ist es nicht. Ich bin einer, der die Dinge gerne abschliesst. Dafür bin ich zu ehrgeizig. Geht nicht gibts nicht.

Die Ausstellung «Spurensuche in Berlin» ist noch bis 15. Dezember in der Galerie Domus in Schaan zu sehen.